FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 73/2026

Wo ist der Schlüsselmeister?

Editorial	S. 3
Der Kampf um das Ende des Lesens als Wille zur Macht	S. 5
Der Literaturbetrieb lustwandelnd im Englischen Garten (Helmut Glatz)	S. 7
Carolyn Forché Revisited – Ears to the Ground (Johannes Witek)	S. 8
Wind (Thomas Glatz)	S. 12
Trumpopolis	S. 14
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 14
Nichts Neues unter der Schädeldecke der Menschheit (Johannes Witek)	S. 15
panta rhei (Gerhard Lassen)	S. 16
Here there be Dragons (Johannes Witek)	S. 16
Und wenn Morgen (Thomas Glatz)	S. 17
heimatsound (Gerhard Lassen)	S. 17
Menschen vor Kunst (1-4) (Thomas Glatz)	S. 18
Galerie der zweimal erfundenen Namen XXI	S. 19
Analoge Informationsdienstleistung – Folge 6 (Holger Dosch)	S. 20
Er verglückte (Helmut Glatz)	S. 23
Neulich im Möbelhaus	S. 24
Aussterben der Cowboys (Thomas Glatz)	S. 25
Der fliegende Teppich	S. 25
Kreuzberg ist immer unrasiert (Thomas Glatz)	S. 26
Cpt. Kirk &, Teil 45	S. 27
Neue Alte Griechen (4) (Thomas Glatz)	S. 30
Alice in Videoland	S. 35
Aus dem Plattenarchiv	S. 36

Impressum:

Friktionen sind in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form erschienen.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Editorial

Das Land wird blauer – also so rein politisch gesehen. Eine Entwicklung, die durchaus absehbar und durch Meinungsumfragen abgesichert war. Trotzdem ist man offiziell erst jetzt (erneut) erschüttert. Eine Reaktion, die gar nicht so verwunderlich ist, wenn man sie genauer betrachtet. Menschen neigen dazu, Entwicklungen oder Phänomene, die sie wahrnehmen, aber keine Idee haben wie damit umzugehen ist, eher mit dem Prinzip Hoffnung oder Prokrastination reagieren. Bei Landtagswahlen lässt sich Zweiteres kaum umsetzen, will man die Debatte um die Grundlagen der Demokratie nicht weiter befeuern.

Es bleibt zur Kenntnis zu nehmen, dass in einem kleinen ostdeutschen Bundesland inzwischen mehr als 40% der Wählenden bereit sind eine als gesichert rechtsextrem geltende Partei ihre Stimme zu geben – entweder, weil sie überzeugt vom Programm sind oder weil sie sich an diesem Programm nicht genug stören um ihrem Protest- bzw. Veränderungsbedürfnis keinen Lauf zu lassen. Der Anteil an offen Rechtsextremen oder rücksichtslos Frustrierten steigt ganz offensichtlich insgesamt auch in der bundesdeutschen Gesellschaft oder verfestigt sich auf hohem Niveau.

Ob und welche politischen Folgen sich aus diesen Wahlen ergeben ist Stand heute noch nicht ersichtlich. Einmal mehr folgten auf bunte und zunehmend blauer werdende Ergebnis-Balken Ankündigungen, dass das nicht ohne Konsequenzen bleiben kann. Auf struktureller Ebene sind sie indes nicht zu erwarten. Der Kanzler sieht vor allem ein Kommunikations- und Umsetzungsproblem bei seinem Angriff auf die heute schon schlecht gestellten, auch wenn er, wie er sagt, persönlich betroffen ist. Es darf bezweifelt werden, dass die aktuell laufenden Reparaturversuche des Modells Deutschlands auf Kosten des ohnehin schon auf schmelzenden materiellen Ressourcen sitzenden unteren Hälfte der Bevölkerung die aktuellen Legitimationsdefizite beseitigen wird. Die Prognose kann da eigentlich nur lauten: es bleibt weiter ungemütlich und unappetitlich. Die Friktionen schieben diese mutmaßlich dunklen Aussichten ein Stück weit beiseite und kümmern sich unzeitgemäß um ein breites Spektrum an erbaulichen Themen.

Johannes Witek ist mit weiteren Juwelen seiner immer wieder einmal im besten Sinne auf die Magengegend zielenden Poesie vertreten. Diesmal stehen im weitesten Sinne die Grenzen des Verstandes bzw. der Rationalität im Mittelpunkt seiner Gedichte. Sie werden flankiert von einem Essay in nichtlyrischer Form, der sich mit der Frage auseinandersetzt, wie und ob politische Lyrik funktionieren kann. Dabei verweist er auf eine amerikanische Kollegin, die in Europa noch nicht die Resonanz gefunden hat, die ihr Werk ganz offensichtlich verdient.

Holger Dosch kann sich nach wie vor seinen Mitmenschen nur schwer entziehen wenn er im öffentlichen Raum unterwegs ist und kann somit weitere Einblicke in die prädigitale Auskunftsszene liefern.

Thomas Glatz setzt seine bewährten bzw. im Fall der neuen alten Griechen noch recht frischen Rubriken fort und flankiert das mit Perspektivensplittern zu so mannigfaltigen Themenbereichen wie die Apokalypse, das Wetter, dem Ende des Wilden Westens und Lebensstilfragen im hippen urbanen Umfeld. Thomas hat zudem in diesem Jahr seine Publikationsliste um ein weiteres Werk verlängert. Mit ‚Meine Suchmaschine glaubt an mich, so wie ich an sie glaube, sagt sie' hat er den Ansatz vollen-

det und in Druck gegeben, der auch den Friktionen schon den ein oder anderen Text beschert hat. Eine Empfehlung der Redaktion.

Bei den Miniaturen aus dem Nachlass von Helmut Glatz müssen wir diesmal auf Interpunktion verzichten. Aber das ist zu verschmerzen. Schließlich geht es um die Literatur und das Glück und damit zwei Themen, die uns im besten Fall alle angehen.

Gerhard Lassen lässt seiner poetischen Ader in dieser Ausgabe weiter freien Lauf und entführt uns mit seinen Texten in eine dynamische Welt jenseits statischer Begriffe und rät uns – mit hörbarem ironischem Unterton – Verwirrung und Begehren doch mit Hilfe einer bürgerlichen Ehe zu begegnen, in der der Sonntagsbraten noch die Rolle spielt, die ihm die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts zugebilligt hat.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen' zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, September 2026

(Neulich im Fenster einer Möglichkeitenboutique)

Abverkauf von Altmöglichkeiten!

Drei Möglichkeiten zum Preis von Zwei!

Der Kampf um das Ende des Lesens als Wille zur Macht

Unsere Gesellschaft geht den Bach runter – wieder einmal. Schuld ist – wie eigentlich auch immer, wenn solche Klagen aufkommen – die junge Generation und die habituellen Ergebnisse ihrer Sozialisation.[1] Alles wollen sie – außer Arbeiten und nichts können sie, vor allem nicht ordentlich Lesen und Schreiben. Und das wird auch nicht mehr werden, weil die Formulierungshilfen der Künstlichen Intelligenz das Üben an der eigenen textlichen Darstellung von Welt jenseits eines Influencer:innendeutsch à la ‚das ist die Creme, die ich benutze. Voll gut, macht Pickel weg' ganz sanft unterwandert. Als Zuschauer- und Zuhörer:in dieses diskursiven Dramas, das sich vor allem in den Feuilletons einer Presse entdaltet, die sich ihres massiven Bedeutungsverlustes noch nicht in vollem Umfang gewahr ist[2], ist man ein bisschen hin- und hergerissen. Ab einem gewissen Alter kennt man die regelmäßigen Prophezeiungen über den Untergang der zivilisierten Welt, die an einer verkommenen Jugend krankt, aber auch die zum Allgemeinplatz verkommene Feststellung, dass diese Klagen schon so alt sind wie die Wiege der abendländischen Kultur. Schließlich finden sich entsprechende Einlassungen zu diesem Thema doch schon im alten Griechenland. Letztlich hat sie sich immer von Generation zu Generation transformiert, nur vollständig untergegangen ist sie nie, die sogenannte Zivilisation. Immer wieder einmal in grausamen und dunklen Phasen der (europäischen) Geschichte suspendiert, wenn für einzelne oder mehrere Generationen der Rahmen gesellschaftlicher Organisation komplett aus der Fasson geraten ist, das schon. Ob nun dreißigjähriger Krieg oder Faschismus – der Mensch kann sich auch jenseits dessen, was man als Zivilisation bezeichnet, organisieren und tut das auch heute noch in verschiedensten Teilen der Welt.[3] Es bedarf dabei schon einiger intellektueller Klimmzüge den Jungen die Schuld zu geben. Schließlich ist die Kohorte der unter 30-jährigen nur selten schon an Positionen mit Gestaltungsmacht angekommen und im Normalfall daher nur schwerlich für das verantwortlich zu machen, was ist. Aber die Vorausschau, die ja erst einmal auf einer Fortschreibung der aktuellen Tendenzen basiert, wird gerne mit den Schwächen der jeweiligen Jugend dunkel nachkoloriert. Sie werden den Verfall nicht aufhalten können, die Jungen – so wie die drauf sind. Das ist der Tenor, der herrscht.

Angesichts der vermeintlichen Forderung nach mehr Work-Life-Balance bzw. einer neuen Austarierung von abhängiger Arbeit und anderen Formen der Gestaltung des eigenen Lebensumfelds ist ein anderer Aspekt der Klage über die junge Generation ein Stück weit in den Hintergrund getreten. Das Ende des klassischen Lesens als relevante Freizeitbeschäftigung bei Menschen unter 30. Die Gen Z hat das Buch nicht aus ihrem Leben verbannt, sie hat es nach der Phase, in der der besser situierte Teil von ihr im Kleinkindalter noch von elterlicher Seite mit Büchern gefüttert worden war, einfach nicht mehr in ihr

[1] So gesehen sind eigentlich eher die schuld, die sie sozialisiert haben und die Rahmenbedingungen geschaffen haben, unter denen die aktuelle Generation aufzuwachsen gezwungen ist. Aber das wäre eine Sichtweise, die wenig Raum für die Art von Klagen lassen, nach denen ganz offensichtlich ein dringendes Bedürfnis besteht.

[2] Das ist auch verständlich. Von außen schauen die entsprechenden Seiten in der Papierausgabe der Abonnementzeitungen immer noch so aus wie vor 30 Jahren – nur der Resonanzraum ist weg. Was immer da steht – es ist nicht mehr diskursprägend und ist kein Thema mehr im erodierenden Bildungsbürgertum.

[3] Es gibt selbstverständlich genug Gründe auch den aktuellen Formationen der westlichen Industriestaaten das Etikett ‚zivilisiert' abzusprechen. Dieser Zweifel folgt der Argumentation, dass die Barbarei derzeit durchaus grundsätzlich vorhanden, aber nur unterschiedlich gut versteckt ist. Die Entwicklungen der letzten Jahre wären aus dieser Perspektive als eine zu lesen, bei der eine Lust an der Zurschaustellung der eigenen Barbarei mehr Raum gewonnen hat und letztlich nach Dominanz strebt. Aber das wäre eine eigene Darstellung wert.

Leben gelassen. Ob eBook oder das klassische Papier – das Lesen ist, soweit man weiß, nicht das Ding der Gen Z. Man konzentriert sich auf Coffee Table Books um die eigenen Räumlichkeiten aufzuwerten – die Bücherwand, die im Fernsehen noch gelegentlich als Background von Expert:inneninterviews auftaucht, ist aber nicht mehr Teil des Lebens.

Für den bildungsorientierten Teil der Älteren stehen wir hier nicht weniger als einer veritablen Katastrophe gegenüber. Mit dem Lesen gehen bestimmte Formen des Denkens und der Weltbewältigung verloren, die aus der Sicht derjenigen, die dieser Tätigkeit noch frönen, aber unabdingbar sind um diese Welt im positiven Sinn aktiv gestalten zu können. Über diese Kulturtechnik wird eine Art der geistigen Auseinandersetzung mit dem Außen ermöglicht, die ohne das regelmäßig zu sich genommene geschriebene Wort nicht möglich ist. Nur das Lesen hilft bei der Sinnfindung und einer humanistischen Gestaltung von Welt. Das ist zumindest die diskursive Figur, die mit dem Entsetzen über diese Entwicklung verbunden wird.

Neu ist die Klage über das Ende einer Kultur, die ihre Selbstverständigungsprozesse nicht mehr über das geschriebene Wort abwickelt, indes nicht. Das Aufkommen des klassischen linearen Fernsehens, das schon in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eine merkliche Dominanz in den Freizeitzeitbudgets vieler Menschen erreicht hatte, gab Anlass zu entsprechenden Klagen. Prominent in diesem Zusammenhang war die entsprechende zeitgenössische Kulturkritik von Neil Postman, der mit seinem Buch ‚Wir amüsieren uns zu Tode' stellvertretend für das damalige Bildungsbürgertum den Generalangriff auf das Fernsehen als das Ende sinnvoller Selbstverständigung eingeleitet hat.[4]

Die Entwicklung, die Large Language Models als prominente Spielart der Künstlichen Intelligenz genommen haben, stellt hier eine gewisse Eskalation des Phänomens dar. Die Produktion von umfangreichen Texten, die oberflächlich den bestehenden Sprachspielen folgen, ist sehr einfach geworden. Hier zeichnet sich ein Punkt am Horizont ab, an dem pro einzelne:r Internetnutzer:in potenziell mehr Text produziert als rezipiert wird.

Dieser Entwertung des Langtextes wird aber nicht von einer kompletten Textabstinenz der Jungen flankiert. Die fleißige Nutzung von Social Media basiert auch auf Textproduktion und -rezeption. Kurze Textnuggets werden hier nach wie vor en Masse konsumiert. Als hilfreiche Inhalte für die intellektuelle Entwicklung gelten diese Art der Kommunikation dem traditionellen Bildungsbürgertum indes nicht. Aus dessen Perspektive fehlt unterhalb von 50 Seiten schlicht die Möglichkeit Weltausschnitte umfassend zu bearbeiten und sich dazu reflektierend zu positionieren – mit all den jeweils enthaltenen Komplexitäten, Ambivalenzen, Widersprüchen und Unsicherheiten.

Auch wenn diese Argumentation ihre Plausibilitäten hat und der nicht am Lesen geschulte denkende Mensch vielleicht wirklich in der Fläche Handlungsfähigkeit einbüßt, scheint hier noch etwas anderes auf, das Friedrich Nietzsche den ‚Willen zur Macht' nennt. Im Kern geht es bei ihm um eine dem Christentum zugeschriebene Figur, in der eine realiter machtlose Gruppierung ihre Moral der Schwachen durchsetzt um zu herrschen oder zumindest Einfluss zu nehmen. Im Fall des Christentums wird damit aus einer Ethik des Mitgefühls und der Barmherzigkeit eine Waffe um die rücksichtslosen Gestalter:innen einer vorchristlichen Welt zu diskreditieren und vom Einsatz ihrer Machtmittel abzuhalten.

[4] Neil Postman – Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie, Frankfurt am Main 1985.

Bleibt die Frage, was das mit dem Lesen zu tun hat. Hier kommt das Phänomen schwindender Macht und die moralische Aufladung einer kulturellen Praxis zum Tragen. Das Bildungsbürgertum in seiner Ausprägung aus dem 20. Jahrhundert ist im Verschwinden begriffen. Das betrifft die schiere Anzahl, die diesem Milieu zuzurechnen sind, aber auch das damit verbundene Institutionensystem wie Abonnementzeitungen, ein gehobener Literaturmarkt und ein robustes rezipierendes Publikum, das bestimmte Leitmedien für sich akzeptiert und die eigene Weltsicht daran anlehnt. Ein Mittel einer solchen Erosion entgegenzuwirken, ist die eigenen Kulturtechniken – wie das regelmäßige Lesen von Langtexten – moralisch zu überhöhen und die Abwesenheit dieser Praxis als Verfall zu brandmarken um damit Deutungshoheit zurückzugewinnen. Lesen als moralische Pflicht um angemessen auf die Welt reagieren zu können. Damit ist natürlich auch sofort implizit vermerkt, wer hier zu den Guten gehört und eine entsprechende Position für sich beanspruchen kann und wer nicht. So mischen sich in das Einfordern von Lesekompetenz Komponenten eines verzweifelten Abwehrkampfes gegen die Abwertung des eigenen Lebensmodells und der damit verbundenen Positionsverluste.
Auch wenn diese nihilistisch-kühle Sicht auf die Dinge sicherlich seine Wahrheit hat, bleibt die Frage, ob mit dem Untergang des lesenden Bürgertums nicht ein Milieu verloren geht, das mit seiner Art des Weltzugangs nicht jenseits der Perspektive ‚Wille zur Macht' doch noch etwas beitragen könnte bei der Bewältigung der Herausforderungen, denen Weltgesellschaft zweifelsfrei gegenüber steht. Kann es Erfolge im Kampf gegen Klimawandel, die Rückkehr populistisch-nationalistischer Barbarei, die Zunahme der Ungleichheit und die Vergiftung des öffentlichen Diskurses überhaupt geben, wenn es keine kritische Masse an Menschen mehr gibt, die sich lesend, informierend und denkend die Mühe der Komplexitätsbewältigung machen? Schwierig. Oder doch zumindest unplausibel. Persönlich fühle ich mich zudem in einer Welt verloren, in der kaum mehr jemand Spaß an einem am Lesen geschulten Denken hat. Aber das kann natürlich der Reflex eines Angehörigen einer Klasse sein, die ohnehin dem Untergang geweiht ist.

Der Literaturbetrieb lustwandelnd im Englischen Garten

Der Literaturbetrieb lustwandelnd im Englischen Garten Patzak und Bydlinski Bydlinski und Patzak Das zertretene Gras richtet sich wieder auf staunend und pflichtbewusst pflichtbewusst und staunend Hinter uns weht Zigarettenrauch vorbei wie eine Luftschlange Die menschliche Nase riecht ein einziges Molekül noch in hundert Meter Entfernung Jogger Hunde Th. Th. Heine mit seiner Bulldogge In zweihundert Meter Entfernung sitzen zwei Moleküle auf den Stufen des Monopteros Mit großen Schritten eilt Robert Walser an uns vorbei die Bergwelt wie eine Luftschlange hinter sich herziehend Jogger und Hunde Auch Küsse München leuchtet sagt jemand

Helmut Glatz

Carolyn Forché Revisited – Ears to the Ground

Funktioniert politische Lyrik? Sehr selten, imo. Entweder die Agenda ist so heftig, so schwer, dass sie alles andere überlagert und nur noch der Bleifuß der Agenda selbst einem für immer ins Gesicht tritt, mit Orwell gesprochen. Das ist, angesichts vieler vorstellbarer und vorhandener politischer Zustände nachvollziehbar, und es ist immer einfach, sich in seinem Stuhl zurückzulehnen und zu sagen: diese Agenda ist nicht meine. Wayne.

Andererseits, was bedeutet, Lyrik ‚funktioniert'? Was ist der Mehrwert der Lyrik über die individuelle Agenda hinaus, wenn sie schon politisch sein muss. Das Ding muss mindestens interessant sein, interessant geschrieben abseits von den angeprangerten Missständen und Weltverbesserungsgestus. Und ‚interessant geschrieben' ist immer mindestens so subjektiv wie jede Agenda selbst.

Also funktioniert politische Lyrik? Humor wäre nett, für mich zumindest. Wenig stilistischer Krampf, egal wie heftig die Missstände. Understatement, statt selbstgerechtem Utopiegeplärre. Das sind persönliche Vorlieben, unabhängig von jedem politischen Aspekt; und wie einfach ist es, das zu schreiben, während man mit seinem fetten Arsch in seinem first-world-weichen Stuhl sitzt. Wer kann lachen, wenn er in Gewehrläufe starrt. Wer hat Understatement parat, wenn er keine Menschenrechte hat?

Funktioniert politische Lyrik? Mein halbgebildeter und zwei-Achtel-interessierter Überschlag vom letzten Jahrhundert bis zu unserer Gegenwart, von Brecht über Enzensberger über Grass usw. lässt mich sagen, auf Deutsch für mich sehr selten. Brecht, bissl, weil es eben Brecht ist. Grass, kaum, obwohl es eben Grass ist. Enzensberger, keine Ahnung. Und wenn es heute zeitgenössische deutschsprachige Lyrik gibt, die politisch Arsch kickt, dann hat sie es noch nicht bis zu mir geschafft. Scheint ein Ding des letzten Jahrhunderts zu sein, hauptsächlich der Siebziger Jahre, soweit ich das sehe.

Einmal mehr richten wir unser suchendes Auge auf die deutschsprachige Gegenwartslyrik und finden einen Haufen bleiernen Kunstgestus und Rumgeheule, im Gedicht und im Internet. Aber Action, und zwar Action dort, wo es darauf ankommt, nämlich im Text – davon findet mein suchendes Auge nicht so wahnsinnig viel, um nicht zu sagen kaum was, um nicht zu sagen gar nüscht in der deutschsprachigen Lyrik; politisch oder nicht politisch.

Richten wir das suchende Auge nach Westen und Osten zugleich, finden wir vergleichbare historische Zustände. Am 04. Mai 1970 haben 28 Soldaten der Ohio National Guard auf dem Campus der Kent State University vier amerikanische Studenten erschossen und neun andere verwundet. Dieses Trauma in der amerikanischen Geschichte (amerikanische Soldaten erschießen die eigenen Bürger) hat den russischen Dichter Jewgeni Alexandrowitsch Jewtuschenko zu dem Gedicht ‚Flowers and Bullets' inspiriert. Ein Teil daraus:

‚Of course: Bullets don't like people
who love flowers.
They're jealous ladies, bullets,
short on kindness.
Allison Krause, nineteen years old,
you're dead,
for loving flowers.
When, then and open as the pulse of
conscience,
you put a flower in a rifle's mouth,
and said,
‚Flowers are better than bullets,'
that
was pure hope speaking. […]'

Das ist ein politisches Gedicht. Erschienen 1970 im Verlag City Lights (Lawrence Ferlinghetti) unter dem Titel ‚Flowers and Bullets & Freedom to Kill' enthält es mit ‚Freedom to Kill' ein zweites politisches Gedicht von Jewtuschenko über Amerika. Teile daraus:

‚The color of the Statue of Liberty
Grows ever more deathly pale
As, loving freedom with bullets
You shoot at yourself, America.'

[...]

‚The stars
In your flag,
America,
Are like bullet holes.
Arise from the dead
Bullet-pierced Statue of Liberty,
Murdered so many times,
And speak out like a woman and mother
And curse the freedom to kill.'

***

Hier ist ein (historisches) politisches Gedicht, das arschkickt: ‚The Colonel', von Carolyn Forché, aus dem Jahr 1978. Carolyn Forché ist als junge Frau nach El Salvador (jüngst wieder prominent, zumindest in manchen Kreisen, weil das Land als erstes von 2021-2025 Bitcoin als gesetzliches Zahlungsmittel eingeführt hat) gereist und hat dort als Menschenrechtsaktivistin gearbeitet. Darum geht es in ‚The Colonel', um El Salvador kurz vor dem Bürgerkrieg 1979.

Das Gedicht beschreibt eine Szene im Haus eines Militäroffiziers während einer Dinnerparty. Es beginnt mit dem Satz, der m.E. als Call-me-Ishmael-Äquivalent bei Carolyn Forché gelesen werden kann:

‚WHAT YOU HAVE HEARD is true.'

Eine häusliche Szene wird beschrieben, in deren vordergründige Harmonie sich langsam Untertöne von Gewalt und Terror mischen. Das lyrische Ich und ein Freund/eine Freundin sind zu Gast im Haus des Colonels, die Frau des Colonels bringt Kaffee, die Tochter des Colonels feilt sich die Nägel, der Sohn geht aus in die Nacht. Eine Pistole liegt herum.

Die Atmosphäre der Bedrohung steigert sich im Verlauf des Abends, im Verlauf des Gedichts:

‚Broken bottles were embedded in the walls around the house to scoop the kneecaps from a man's legs or cut his hands to lace.'

Der Fernseher ist an, eine Serie über Polizisten läuft im Hintergrund, auf Englisch. Der Offizier macht Konversation, fragt, wie es dem lyrischen Ich im Land gefällt und beschwert sich darüber, wie schwierig es geworden ist, das Land zu regieren. Ein Papagei sagt Hallo auf der Terrasse, der Offizier befiehlt ihm die Klappe zu halten.

Dann kommt das Finale im Gedicht, der finale Apocalypse-Now-Horror. Der Offizier verlässt den Raum und kommt mit einem Einkaufsbeutel voll abgeschnittener Ohren zurück und wirft die Ohren auf den Tisch:

‚He spilled many human ears on the table. They were like dried peach halves. There is no other way to say this.'

Der Offizier nimmt eines der Ohren, hält es vor die Gesichter seines Publikums und wirft es in ein Wasserglas. Der Offizier sagt, er ist es müde, herumzualbern. Und wer Menschenrechte will, kann sich ficken.

Und dann das Ende, Poesie und Horror in einem, wie alle große Poesie:

‚He swept the ears to the floor with his arm and held the last of his wine in the air. Something for your poetry, no? he said. Some of the ears on the floor caught this scrap of his voice. Some of the ears on the floor were pressed to the ground.'

... Warum ist das ein politisches Gedicht, das arschkickt? Es beschreibt den ultimativen Horror ohne rumzuheulen, ohne Pathos, ohne selbstgerechtes Predigen. Es reduziert das komfortable First-World-Ich zum Beobachter von Horror in der Banalität von nackten Newsticker-Sätzen, ohne lyrisches Rumgehampel. Warum ist es trotzdem ein Gedicht: ‚Something for your poetry, no?'

There is no other way to say this.

***

Das Gedicht ist 1981 in dem Gedichtband ‚The Country Between Us' erschienen und am 08.09.2026 ist eine neue Sammlung von Gedichten bei Simon & Schuster herausgekommen~~, lese ich~~: Otherwhere. New and Selected Poems, 1976-2026.

Nachdem gemäß meinen Modellberechnungen gefühlt sieben Menschen im deutschsprachigen Raum Carolyn Forché kennen dürften, wage ich mich an folgende Prognose: Empfehlung.

Hier ist eine Frau, die weiß, wie man's macht.

***

Links und Quellen

Jewgeni Alexandrowitsch Jewtuschenko: Flowers and Bullets & Freedom to Kill, San Francisco 1970, https://digitalcollections.poetshouse.org/digital-collection/chapbook-collection/Flowers-and-Bullets-%26-Freedom-to-Kill, letzter Aufruf 30.08.2026.

Carolyn Forché: The Colonel, in: The Country Between Us, New York 1981, https://www.poetryfoundation.org/poems/49862/the-colonel, letzter Aufruf 30.08.2026.

Carolyn Forché: Otherwhere. New and Selected Poems, 1976-2026, New York 2026, https://www.simonandschuster.com/books/Otherwhere/Carolyn-Forche/9781668218266 (Verlagsseite), letzter Aufruf 30.08.2026.

Johannes Witek

Wind

Alles weht

heult

Bläst pfeift

Alles was in der

Luft ist

wird

mittransportiert

t

z

h o m a

T as

G l

Trumpopolis

Donald ist verstimmt. Eigentlich könnte man sagen er ist richtiggehend sauer. Seit der ägyptische Präsident und de-facto Diktator El-Sisi seine neues Hauptquartier für das Militär in der neuen Hauptstadt östlich von Kairo eingeweiht hat, hat es der Mann im weißen Haus auch mitbekommen – aller Wissenslücken in Geografie zum Trotz: da gibt es ein Land im nördlichen Afrika, das hat kein Geld, gönnt sich aber trotzdem eine fette neue Hauptstadt. Noch hat man sich vor Ort noch nicht zu einem Namen durchgerungen und es ist unklar, ob der Name des Initiators hier eine Rolle spielen wird, aber das kann ja nur eine Frage der Zeit sein. Schließlich muss gewürdigt werden, wer so etwas Schönes hinzimmern lässt (die Bilder, die Donald gesehen hat, sind ganz nach seinem Geschmack. Alles schön groß und wuchtig neoklassisch-modern mit einem Hauch Arabien und Art Deco. Ein bisschen zu wenig Gold für seinen Geschmack, aber irgendwo muss man ja ansetzen beim Sparen, wenn das Geld eigentlich nicht da ist).

Donald hingegen muss sich derzeit noch mit einem unfertigen Ballsaal am weißen Haus begnügen und bekommt da schon völlig ungerechtfertigten Gegenwind. Sein Triumphbogen ist über Pläne noch nicht hinausgekommen und sein so sorgsam sanierter Reflecting Pool wurde ihm innerhalb weniger Wochen von Terroristen wieder kaputt gemacht. Dabei wäre eine neue Hauptstadt angesichts der Größe seiner politischen Leistungen durchaus gerechtfertigt. Er sieht sich schon im neuen opulenten Regierungssitz in Trumpopolis wo natürlich reichlich Gold zum Einsatz kommt – vor allem bei der Innenausstattung.

Noch hat Donald seine Pläne nicht gepostet. Das ist eine Ausnahme, besteht normalerweise doch weder der Wille, noch die Fähigkeit zur Zurückhaltung, wenn es darum geht, ein schlecht organisiertes Gehirn und Textproduktion im Internet in Echtzeit kurzzuschließen. Aber in diesem Fall haben sie recht brüsk reagiert, seine Jünger und Kabinettsmitglieder und haben ihm von vorschnellen Ankündigungen abgeraten. Ihre These: obwohl er als der größte Präsident der Welt, ja aller Zeiten, mit Sicherheit seine eigene Hauptstadt verdient hätte, ist es den Menschen derzeit nicht zu vermitteln. Die Administration Trump II sei schließlich offiziell angetreten um den Staatsapparat zu verschlanken und Washington weniger wichtig im politischen Leben der USA zu machen. Trumpopolis wäre da das falsche Signal. Noch wichtiger: man sollte erst einmal im Geheimen die Voraussetzungen klar ziehen, so in Richtung Grund und Boden um dann ganz im Stile dieser Administration von den Wertsteigerungen ab Planbekanntgabe profitieren zu können.

Auch wenn Donald das irgendwie einsieht, nervt es ihn eigentlich nur noch mehr. Wie können die Menschen die Größe seiner Präsidentschaft so verkennen, dass man ihm eine solche Geste wie eine neue Hauptstadt missgönnt? In Ägypten machen sie ja auch kein Drama um die Bautätigkeit von El-Sisi und der ist schließlich nur der Chefpopanz einer Mittelmacht und nicht wie er der wichtigste Mann der Welt. Das will Donald nicht in den Kopf. Was könnte die Größe Amerikas besser repräsentieren als eine neue goldene Hauptstadt mit seinem Konterfei an allen Ecken?

Er schickt also trotz aller Bedenken schon einmal Leute aus seinem Clan los. Baugrund suchen, Standorte checken. Als ehemaliger mäßig erfolgreicher Immobilienheini weiß er wie das geht. Er möchte das Thema grundsätzlich anders angehen als die Ägypter. Die haben ihre neue Hauptstadt quasi an den Besiedlungsrand der bisherigen gebaut, also eher als eine Erweiterung der ausufernden 10 Millio-

nen-Metropole Kairo. In der Nähe von Washington ist irgendwie kein Platz für die Größe der Pläne von Donald. Es sollte da doch ein bisschen zentraler sein – so wie das damals mit Brasilia geplant war – nur erfolgreicher, was die Ansiedlung von Menschen angeht (der Weltkulturerbestatus darf natürlich schon sein, bestenfalls noch zu seinen Lebzeiten). Zudem findet sich im mittleren Westen des Landes noch viel Platz und ein erklecklicher Teil seiner Wählerschaft. Mehr als Weizenfelder und ein paar Farmen müsste man da im Zweifelsfall nicht opfern.

Noch ist Trumpopolis aber geheim – ein Projekt, das seine Familie vorantreibt, ohne dass die Öffentlichkeit schon eingeweiht wäre. Wirtschaftlich versteht er das: billig einkaufen und dann die Preise nach oben treiben. Es wäre schließlich schon nett, wenn die neue Hauptstadt auch auf Trumpland gebaut ist. Das alles braucht also noch seine Zeit und Geduld ist die Sache von Donald nicht. Vielleicht nutzt er die Zeit bis dahin doch erst einmal für seinen Triumphbogen oder er baut in den geleerten Reflecting Pool ein kleines Tumplandia, einen Vergnügungspark, der seine Leistungen als Präsident und Mensch würdigt. Vielleicht macht er auch einfach beides um die Zeit bis zur Ankündigung von Trumpopolis zu überbrücken.

Bilderwitze

Thomas Glatz

Nichts Neues unter der Schädeldecke der Menschheit

Nachdem die
Kugel des Attentäters
die Farbe aus der Welt
genommen hat

schreien 300.000 Menschen
in einem Sportstadion
nach Gott.

Die eine Seite glaubt
buchstäblich gegen Hitler
1932 zu kämpfen.

die andere Seite glaubt
buchstäblich biblischen
Dämonen gegenüberzustehen.

Gesund ist
das alles nicht.

Die Antwort wird
wie immer
in der Mitte zu finden
sein.

Die Hoffnung bleibt,
wie immer
dass – bis wir dort angekommen sind –
so wenig menschliches Leid
wie möglich
nötig ist dafür.

Johannes Witek

panta rhei

(nach heraklit)

erstmal nur alles
kann doch nix muss
man im fall eines falles
rechnen mit schwerem beschuss

einfach nur alles kaputt
was kaputt macht der
liebe in finsterer zeit ist
geld ist nicht
alles
im fluss

Gerhard Lassen

Here there be Dragons

Schlusspunkt im
Verstand,
im menschlichen
Bewusstsein:

bis hierhin
und nicht weiter
(here there be dragons)
es *geht*
buchstäblich nicht
weiter (als) hier,
Grenze, Claim,
Endpunkt:

De Sade
Nabokov,
Malcolm Lowry,
Joker

Johannes Witek

Und wenn Morgen

Und wenn Morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch eine Apfelbäumchenanimation prompten.

Thomas Glatz

heimatsound

(liebeskomödie in drei akten)

auf immer und ewig
wie ist es wirre dir im kopfe
wenn dich die liebe packt am schopfe
und dich trägt auf adlerschwingen
auf den gipfel aller lust
wo auf dich tausend himmel warten
in den armen der geliebten
in ihrem schoß, an ihrer brust
träumst du von ewiglichem glück
schenkst ihr dafür dein ganzes leben
und kriegst gevierteilt es zurück

der schatten
kutten wandern durch die nacht
scharfe möpse halten wacht
brave mädchen singen leise
babys brüllen in der scheiße
blöde buben schneiden fratzen
faule mörder morden katzen
hinter geschlossenen gardinen
maulen sie mit tristen mienen
über die böse welt da draußen
wo die wilden teufel hausen
nebenan bei muttern freud
wo es lustig zugeht heut
schleicht ums fenster leis der schatten
und sieht sie pimpern nen gevattern

das alte lied
wieder führt dich dein weg alleine
durch die münchner sommernacht
zurück in deine kemenate
wo dich feuchte träume plagen
die einem liebesblinden gimpel
nur selten in erfüllung gehn
nun horch, was dir die alten raten:
magst eine frau zur gattin freien
die dich erlöst von liebespein
durch ordentliche sonntagsbraten

Gerhard Lassen

Menschen vor Kunst (1)

Robert Rauschenberg kleines Gemälde 1951, Museum Brandhorst München
‚So ne Frechheit. Des is ja Verarsche!'

Menschen vor Kunst (2)

Welle des Huokosai, Staatsbibliothek München
‚Ich geh schon mal raus. Mir riecht es hier zu streng.'

Menschen vor Kunst (3)

Hobbymalerausstellung, Heimatmuseum Buchloe
‚Du hast doch auch gemalt?'
‚Mach i nimma.'
‚Warum na ned?'
‚Weil i nia globt worn bin.'

Menschen vor Kunst (4)

In meinem Glückskeks steht: ‚Die Welt ist voll von kleinen Freuden. Die Kunst besteht nur darin, sie zu sehen.' (Li Tai Po)

Thomas Glatz

Galerie der zweimal erfundenen Namen XXI

Es ist ein alberner, aber ein Stück weit zur Gewohnheit gewordener Spleen aus meiner Spätpubertät sich vermeintlich lustige Namen für Bands auszudenken, die bisher nicht existieren. Die meisten dieser Namen kommen nicht über einen gekritzelten Eintrag in einem Notizheft hinaus. Andere hingegen erscheinen amüsant genug um wenigstens virtuell zu prüfen ob denn im Zweifelsfall Verwechslungsgefahr bestünde. Das Internet bietet hier die gleichzeitig interessante wie frustrierende Möglichkeit festzustellen, ob man denn der oder die Erste ist mit der Idee. Das ist wichtig in einer innovationsverliebten Zeit, die trotzdem auch nach Unterscheidbarkeit und Einzigartigkeit giert. Am Ende will man ja auch niemanden etwas wegnehmen. Bei den meisten meiner Kreationen stellt sich dann auch tatsächlich heraus, dass schon jemand anderes nicht nur auf die Idee gekommen ist, sondern den Namen auch mit einem konkreten Projekt verbunden hat. Das schmälert im Einzelfall den Unterhaltungswert natürlich in keiner Weise. Daher: Vorhang auf für das einundzwanzigste Exponat aus der Galerie der zweimal erfundenen Namen!

Brandbeite

Die im Netz auffindbaren Brandbeiten sind nur selten als solche gedacht. Meist handelt es sich um Tippfehler und Projekte, die eigentlich Bandbreiten sein wollten. Also können auch hier keine Skurrilitäten aus der halbrealen Welt des Internets vorgestellt werden, sondern wir müssen uns einmal mehr mit dem zufrieden geben, was die eigene Phantasie hergibt. In diesem speziellen und auch etwas assoziationsarmen Fall hilft ein bisschen Etymologie. ‚Beit' ist demnach eine Vokabel aus dem Altdeutschen und steht für Verzögerung. Dem Brand hintangestellt, betritt man einen Bedeutungsraum, in dem es um Brandverzögerungen oder Schwelbrände gehen könnte.

Wenn man unbedingt auf einen imaginatives Projekt aus der musikalischen Popkultur besteht, könnte man hier ein blitzsauberes Drone-Projekt unterstellen, das über Minuten, ja fast Stunden Gitarrentürme über geringste Tonhöhenänderungen aufbaut um irgendwann in kaskadesker Form zu explodieren. Unsere imaginierte Band Brandbeite würde denn auch keine physischen Tonträger veröffentlichen, weil bei ihnen unter 90 Minuten pro einzelnem Stück gar nichts geht. Auch Konzerte bestehen meist nur aus einem bis zwei Stücken, sind aber trotzdem in der zugegeben mutmaßlich überschaubaren Fangemeinde sehr beliebt, denn man bekommt meist trotzdem fast drei Stunden Livemusik für sein Geld. Anhänger:innen von Brandbeite wird meist eher misstrauisch begegnet. Schließlich kann sich Otto Normalverbraucher:in in den länglichen Darbietungen der Band mit über weite Strecken minimalen musikalischen Entwicklungen kaum wiederfinden. Deswegen wird deren Fans gerne passender Drogenkonsum unterstellt. Hier fehlt die Einsicht, dass der Sound von Brandbeite selbst die Droge ist.

Lässt man die Fixierung auf die Popkultur hinter sich, könnte man auch zum eher alltagsweltlichen, aber naheliegenden Begriff aus dem Bereich des Brandschutzes übergehen. Die Brandbeite als schlichtes Synonym zur Feuerschutztür. Schließlich leisten diese Türen im Idealfall genau das: die Verzöge-

rung oder gar Verhinderung einer Brandausbreitung. Sie sind Brandbeiten im eigentlichen Wortsinn. Popkulturell ist das natürlich total langweilig. Aber es macht ein dröges Phänomen aus dem regulatorischen Sicherheitsbereich ein bisschen fluffiger. Man stelle sich eine Baustelle vor, die auf die neuen Feuerschutztüren wartet und lasse folgende Varianten sprachästhetisch in sich einsickern: ‚Sind denn die Feuerschutztüren schon da?' gegen ‚Sind denn die Brandbeiten schon da?' oder ‚Shit, die haben die Brandbeiten mit den falschen Maßen geliefert!' oder ‚Stimmt die Brandschutzklasse der Beiten?' (auf dem Bau wird – wie in vielen Professionen – immer abgekürzt, wenn der Kontext klar ist.) Hier ginge es also nicht um Musik oder Kultur, sondern um ganz schlichte Sprachverschönerung auf dem Bau.

Angesichts der zunehmenden Alltagsbedeutung der ‚Bandbreite' als maximal übermittelbare Datenmenge pro Zeiteinheit in einem Netzwerk oder im Internet wird die hier neu kreierte Vokabel es aufgrund der Verwechslungsgefahr ohnehin schwer haben den Weg in den Alltag zu finden. Man stelle sich einen Serverraum von einer oder mehrerer Feuerschutztür:en strukturiert wird, die jetzt plötzlich Brandbeiten heißen. Ihre Konzeption läuft dann parallel zur Auslegung von Netzwerken hinsichtlich ihrer Bandbreite. Hier ist Konfusion vorprogrammiert. Zudem ist Brandschutz ein lästiges und wenig beliebtes Thema. Sprachverschönerung, die dazu neigt, die Dinge begrifflich weniger zugänglich zu machen, hat es da schwer. Es wird also mutmaßlich bei ‚Feuerschutztüren' bleiben und auch Musiker:innen, die sich dem Drone zuwenden, werden wahrscheinlich mystischere und englischere Namen wählen.

Analoge Informationsdienstleistung – Folge 6

Das Bedürfnis nach Orientierung scheint auch im 21. Jahrhundert noch nicht vollständig über Informationsgewinnung aus dem Netz abgedeckt zu werden. So kommt es immer wieder zu spontanen Begegnungen, die von Bitten um Information oder kleine Dienstleistungen getragen werden. Diese Bitte um alltagspraktische Kurzberatung scheint dabei nicht gleichverteilt. Offensichtlich strahlen einzelne Menschen mehr Vertrauenswürdigkeit aus als der Durchschnitt und werden dementsprechend öfters in die Pflicht genommen. Anbei weitere Gedächtnisprotokolle eines Betroffenen.

07.07.2026, U-Bahn U6 Richtung Garching, München

Ein Paar steigt im Marienplatz ein und unterhält sich.

Frau zum Mann: ‚Zur Arena müssen wir bis zum Schluss fahren. '

Mann: ‚Ich muss noch schauen.'

Frau zu mir: ‚Zur Arena wahrscheinlich fast bis zur Endhaltestelle?'

Ich: ‚Ja zur Arena fahren sie fast zur Endhaltestelle Fröttmanning.'

Frau: ‚Wie heißt der Bahnhof?'

Ich: ‚Auch Fröttmanning.'

Frau zum Mann: ‚Fröttmanning.'

Frau: ‚Steht das beschrieben, wo man hin muss. Dort?'

Ich: ‚An der Station steht das. Ja. Da steht Richtung Allianz Arena.'
Frau: ‚Ah,ok.'
Ich: ‚Sie müssen dort in Richtung Fahrtrichtung raus.'
Frau: ‚Ja, ok.'

11.07.2026, auf dem Weg zum Badesee, Riegsee
Ein Paar spricht mich und eine Gruppe von Leuten an.
Frau: ‚Hier geht es nicht zum See, oder? Wie kommen wir zum See? Da vorne geht es wegen der Umleitung nicht.'
Ich: ‚Wollen Sie zur Liegewiese? Dann müssen Sie hier praktisch mit uns vor gehen.'
Mann: ‚Wir wollen zum Weg am Ufer. Das geht hier doch nicht.'
Aus unserer Gruppe: ‚Doch, das geht schon.'
Ich: ‚Sie gehen einfach da vor und dann am Ufer links.'
Aus unserer Gruppe: ‚Das ist dann schon der Uferweg.'

17.07.2026, Neuer Friedhof, Ebersberg
Auf dem Weg vom Parkplatz zu den Gräbern.
Frau: ‚Geht es hier zu den Gräbern?'
Ich: ‚Ich glaub schon, allerdings suche ich gerade ein WC.'

17.07.2026, Neuer Friedhof, Ebersberg
Auf dem Parkplatz. Ich bin noch auf der Suche nach dem WC. Ein Mann und eine Frau kommen auf mich zu.
Mann: ‚Geht es hier zum Klo?'
Ich: ‚Nein, hier ist keines. Ich suche selbst. Es stehen zwei Wege zum Klo ausgeschildert. Einer ist da vorne, auf dem Weg zum Eingang links. Der andere ist hier, aber hier ist nichts, vielleicht da vorne.'
Ich zeige nach vorne.
Frau zum Mann: ‚Da vorne könnte eines sein.'
Später habe ich die Leute alle auf der Beerdigung getroffen.

27.07.2026, in der Boosstraße, München
Ich bin auf dem Fahrrad unterwegs in der Einbahnstraße. Kurz vor der Kreuzung kommt mir eine große Limousine mit ausländischen Kennzeichen entgegen.
Der Fahrer lächelt und zuckt mit den Schultern fragend. Fenster heruntergefahren.
Ich: ‚You know? It's not allowed to go in this direction.'
Der Mann grinst mich schuldbewusst an.
Ich fahre weiter.

09.08.26, Eingang eines Wohnhauses in der Au, Eduard-Schmid-Str., München

Eine Frau sitzt mit leerer Wasserflasche auf den Stufen des Eingangs. Ich komme gerade nach Hause, schlängele mich an ihr vorbei und sperre die Haustür auf.

Die Frau deutet auf die Wasserflasche: ‚Wasser?'

Ich: ‚Wollen Sie Wasser?'

Frau: ‚Ja.'

Ich: ‚Einen Moment. Ich bringe ihnen Wasser. Ich fülle ihnen ihre Flasche auf.'

Ich gehe in unsere Wohnung und fülle die Flasche mit Leitungswasser auf und überreiche sie ihr.

Frau: ‚Danke. Wissen sie, wo so was (deutet auf die Flasche) gibt?'

Ich: ‚Ja, gleich da vorne beim Kiosk.'

Ich deute auf den zwanzig Meter entfernten Kiosk.

10.08.26, Ärztehaus Heimeranplatz, München

Ein indischer Mann hält mir, als ich aus dem Haus gehe, einen Zettel vors Gesicht.

Mann: ‚Aah?'

Ich schau mir den Zettel an und sehe, dass er zur Radiologie ins Untergeschoss muss.

Mann: ‚Where?'

Ich: 'Oh, you have to go downstairs.'

Mann: ‚Ah, oben?'

Ich: ‚No, downstairs.'

Der Mann macht ein knurrendes Geräusch.

Ich: ‚Ok.?'

Der Mann knurrt. Ich gehe weiter.

12.08.26, auf der Reichenbachbrücke, München

Während der partiellen Sonnenfinsternis.

Eine Frau kommt auf mich zu.

Frau: ‚Entschuldigen Sie, wäre es möglich, dass er kurz die Brille haben kann.'

Die Frau deutet auf ihren kleinen Sohn im Grundschulalter.

Ich: ‚Ja, das geht.'

Ich gebe ihm meine Sonnenfinsternisbrille. Er setzt sie auf.

Mutter zu ihrem Sohn: ‚Schau, hier kannst du durchschauen.'

Frau: ‚Vielen Dank.'

Ich: ‚Klar, gerne.'

12.08.25, noch immer auf der Reichenbachbrücke, München

Während der partiellen Sonnenfinsternis.

Eine Frau kommt auf mich zu

Frau: ‚Könnte ich kurz durchschauen?'

Ich schaue die Frau kurz komisch an, da ich sie mit der Frau von vorhin verwechsele.

Ich: ‚Ja, sicher.'

Die Frau setzt die Brille auf.

Frau: ‚Aaaah! Danke.'

04.09.26, Busfahrt von San Sebastian nach Bilbao, Spanien

Ein Mann am Gang steht seitlich vor meinem Sitzplatz.

Mann: ‚Where?'

Ich: ‚The numbers are over there (ich zeige zu den Sitzplatznummern).'

Der Mann nickt und geht weiter.

07.09.26, auf einen Campingplatz in St. Jean de Luz, Frankreich

Eine Frau kommt auf unseren Stellplatz.

Frau: ‚Hallo!'

Ich: ‚Hallo!'

Frau: ‚Haben Sie vielleicht ein Feuerzeug?'

Ich: ‚Nein, habe ich leider nicht.'

Frau: ‚An ihrem Kennzeichen habe ich gesehen, dass Sie Deutsche sind. Da habe ich gedacht, Sie haben vielleicht ein Feuerzeug.'

Ich: ‚Nein, leider haben wir keines.'

Die Frau bedankt sich und geht weiter.

12.09.2026, an der Haltestelle des Shuttlebusses zum Schloss Neuschwanstein, Hohenschwangau

Der Bus kommt an. Ein Paar fragt in der Warteschlange.

Mann: ‚Direct up, ticket?'

Ich: ‚Sorry, I don't understand.'

Frau: ‚This Bus for castle. Where to buy ticket?'

Ich: ‚Oh, yes this is the bus to the castle. You can buy tickets in the bus. But you pay cash.'

Frau: ‚Ok., thank you!'

Holger Dosch

Er verglückte

Er verglückte Es geschah so plötzlich Zwei Menschen trafen aufeinander Die Versicherung (Teilkasko) zahlte nichts: Selbstverschulden Das Glück ist der Feind der Zeit In den Verkehrsampeln hocken sie die Götter und verschießen Unzeit Mondrian abstrahierte den Menschen bis nur noch reine Farben und Rechtecke übrig blieben Da entdeckte er sie die Seele Das was am Schluss übrig blieb Die Seele ist die Trägerin des Glücks Er war nicht glücklich darüber Er verglückte er verglühte

Helmut Glatz

Neulich im Möbelhaus

Kunde: ‚Ich hätte gerne einen hundefutterfarbenen Teppich.'

Verkäuferin: ‚Da bräuchte ich schon die Sorte.'

Kunde: ‚Ich hätte eher an Naturmaterialien gedacht.'

Verkäuferin: ‚Nein, die des Futters.'

Kunde: ‚Ach so. Happyschmeck, Rind mit Karotten.'

Verkäuferin: ‚Schwierige Mischung. Sonst noch etwas?'

Kunde: ‚Eine Lampe bräuchten wir noch.'

Verkäuferin: ‚Nein, anderes Futter, das gelegentlich beigemischt wird?'

Kunde: ‚Trockenfutter, auch auf Rinderbasis.'

Verkäuferin: ‚Das ist wurst, das färbt nicht. Werden sie auf absehbare Zeit bei dem Futter bleiben oder sollten wir nach einer etwas allgemeinerer Farbgebung suchen?'

Kunde: ‚Ich denke wir bleiben bei dem Futter.'

Verkäuferin: ‚Da gibt dann eine eigene Teppichkollektion von Happy Schmeck. Von den Größen her sind wir hier sehr flexibel, nur mit Naturfasern wird es schwierig. Der Hersteller setzt hier auf sehr robuste Kunststofffasern um den Einsatz von Reinigungsmitteln zu vereinfachen, sollte sich doch einmal andersfarbige Kotze zwischen die Futterflecken schmuggeln.'

Kunde: ‚Puh. Naturfaser wäre schon wichtig.'

Verkäuferin: ‚Wir können natürlich bei den üblichen Herstellern auf die Suche gehen. Happy Schmeck gibt leider keine Farbcodes für ihr Futter heraus um so einen Abgleich zu ermöglichen. Da müssen sie schon zu Dogfeed gehen.'

Kunde: ‚Haben die auch Rind mit Karotte?'

Verkäuferin: ‚Soweit ich weiß ja. Hier ein Überblick über die Futtersorten inklusive der Farbcodes.' *Überreicht einen kleinen Prospekt*

Kunde: ‚Gut. Dann versuchen wir Ellie wohl auf Dogfeed umzustellen. Wir melden uns wieder. Danke für die Beratung.'

Verkäuferin: ‚Sehr gerne." Z*ur Kollegin gewendet:* ‚Der kauft am Ende dann doch nur wieder im Internet.'

Aussterben der Cowboys

Am Aussterben der Cowboys
war der Stacheldraht schuld
Das umzäunte Terrain,
das private Land

Sogar Lucky Luke bekam das zu spüren
Und wechselte
Ins Comic- Fach

Thomas Glatz

Der fliegende Teppich

Alle haben gesagt ‚das ist eine Scheißidee - so rein wirtschaftlich' und sie hatten recht. Maurice hat es trotzdem durchgezogen und letztlich gepunktet. Jetzt kann er sich auf die Fahnen schreiben einer der Ersten gewesen zu sein, die etwas, das mit der Idee des Flugtaxis vergleichbar ist, aus der experimentellen Phase geführt zu haben. Nachdem alle, die es richtig und vernünftig machen wollten, mehr oder weniger gescheitert sind, hat Maurice Wagniskapital eingesammelt um einfach mal Scheiß zu machen. Er nannte sein Gefährt ‚der fliegende Teppich' um sich schon einmal gleich in der Konzeptphase jede Menge Kritik am Wording abzuholen, so von wegen orientalistische Klischees und total gestrig. Dafür war man aber gleich im Gespräch und das Konzept denkbar einfach: an eine mit Teppichmuster bemalte Grundplatte Rotoren dranschrauben und Sitze mit Anschnallgurten drauf – fertig ist der Lack. Reichweite, Überdachung, Lärmschutz und Nutzlast jenseits der Passagiere erst einmal egal, denn hier geht es nicht um den massenhaften Individualtransport der Zukunft, sondern um ein neues Spielzeug für Vergnügungsparks und für die Reichen.

Klar – die Technikbegeisterten, die als angenehmen Nebeneffekt auch noch die Welt besser machen wollen, die hat Maurice mit diesem Konzept nicht in sein Team für sein Spielzeug bekommen und auch diejenigen, denen es in ihrer Tätigkeit nur um die Technik geht, mussten erst einmal über den Orient- und Entertainmentaspekt hinweg kommen. Geht aber alles mit Geld – und Maurice hat gut bezahlt. Nach nur zwei Jahren Entwicklung war der fliegende Teppich fertig und fast alle Superreichen wollten ihn haben um ihre Anwesen Anderen von oben zeigen zu können.

Die Langversion des Teppichs hat dann auch schnell Eingang in die Vergnügungsparks der Welt gefunden wo man – meist gegen einen zusätzlichen Obulus – bei gutem Wetter und mit Lärmschutzkopfhörern einen Rundflug übers Gelände machen konnte. Trotzdem waren die Investor:innen enttäuscht. Sie hatten, wie das heutzutage so üblich ist, von unendlichem Wachstum geträumt, von einer Firma, die über das Proof of Concept ‚fliegender Teppich' ganz zwanglos zum Massenmarkt weiterschreitet und so richtig Geld macht. Das war Maurice aber zu kompliziert. Er wollte einen fliegenden Teppich, der seine Entwicklung und ein Reihenhaus in Bochum finanziert. Das hatte geklappt und der

vergleichsweise erfolgreichen Produkteinführung wurden die unterschiedlichen Vorstellungen über die Zukunft von Flying Floor (so hatte er seine Firma genannt) bei ihm und den Geldgeber:innen immer deutlicher.

Es kam dann wie es kommen musste. Eines schönen Sommertags wurde er im Foyer seiner eigenen Firma abgefangen, durfte noch persönliche Habseligkeiten aus seinem Büro holen, seine Rechner abgeben und sich neben gesperrten Accounts auch noch sein Hausverbot abholen. Als Halter einer Minderheitsbeteiligung durfte er sich zumindest noch auf der Hauptversammlung von Flying Floor blicken lassen. Das von den Investor:innen neu angestellte Management machte sich flugs auf in Richtung Massenmarkt und das Konzept Flugtaxi für Großstädte – und brauchte dann doch fünf Jahre um grandios an den technischen und regulatorischen Details zu scheitern – so wie schon viele vor ihnen. Maurice war das weitgehend egal. Er hatte – das Unheil kommen sehend – seine Anteile verkauft nachdem er seinen Rauswurf verdaut hatte. Das Geld reichte für ein zweites Reihenhaus und eine brauchbare Altersversorgung. Zum Leidwesen seines Mannes hat Maurice sich dann nicht aufs frühe Altenteil zurückgezogen. Er treibt sich nach wie vor in der Gründer:innenszene herum und kümmert sich heute um die Realisierung ‚echter' Laserschwerter. Ist aber noch nichts geworden. Der Laserstrahl will einfach nicht aufhören zu strahlen nach dem ersten Meter.

Kreuzberg ist immer unrasiert

Wenn ich in Kreuzberg bin, bin ich meist unausgeschlafen, aber frisch rasiert. Kreuzberg hingegen ist immer unrasiert. Ich laufe durch die vollgestopften Straßen, stolpere an den Szenekaffees und Frühstücksbars vorbei und sehe unausgeschlafenen Leuten bei der Bekämpfung ihres Katers vom Vorabend zu. Cola, Kippen, leichtes Essen. Müsli oder eine Bionade.

Junge Frauen sitzen vor den Cafés und schreiben etwas in ihre Smartphones und alte Männer schreiben etwas in Kladden, jeder für sich, jeder auf einem anderen ~~a~~Retro-Sitzmöbel. Da finden sie Worte für ihren Katzenjammer, feilen an Metaphern und heiteren Kurzgeschichten. Die Menschen in den Cafés besingen das raue Leben, sie schildern Berlin und produzieren tonnenweise Material für die Dutzenden und Aberdutzenden von Lesebühnen der Stadt und für die Schubladen. Das geht tagtäglich so. Das können sie sich gar nicht vorstellen.

Alles dreht sich um Berlin und der Kopf dreht sich auch noch ein wenig. Das Obst vom Frühstücksteller bleibt ungegessen, der Tagesspiegel ungelesen, die Süddeutsche undurchgeblättert. Fünf Kippen im Aschenbecher und eine halbgegessene Schrippe.

Ganz anders da die Sachsen-Anhaltiner. Die schreiben auf ihre Schilder an der Autobahn:

Sachsen-Anhalt – Land der Fühaufsteher. Und die stehen dort auch früh auf. Sie sind arbeitsam, redlich und fleißig.

Thomas Glatz

Cpt. Kirk &, Teil 45

Cpt. Kirk & Ozzy Osbourne

Cpt. Kirk und Ozzy Osbourne trennen Welten und das in vielerlei Hinsicht. Schon rein zeitlich gehören sie nicht nur einer jeweils anderen Ära, sondern schlicht ganz anderen Zeitaltern der menschlichen Geschichte an. Kirk kommt am 22. März 2233 in Riverside im heutigen Iowa (USA) zur Welt. Da liegt Ozzys Geburt am 3. Dezember 1948 schon fast 3 Jahrhunderte zurück. Kirk ist Postamerikaner und Weltbürger aus einer Mittelstandsfamilie, Ozzy ein aus Birmingham, England stammendes Arbeiterkind. Kirk fühlt sich einer Mission von Fortschritt, Rationalismus und Zivilisationsentwicklung verpflichtet. Ozzy ist eher Träger einer jugendkulturellen Idee, die gegen die verwaltete Welt anstinkt, auch mit Hilfe von bewusstseinsverändernden Substanzen. Dabei wird im Zweifel auch das eigene Selbst und anerzogene Fähigkeiten zur Strukturierung des eigenen Lebensvollzugs nicht geschont. Kirk ist eine Ausgeburt an Kompetenz und Führungsqualität, der jederzeit souverän in der Lage ist, die Richtung für ein Raumschiff vorzugeben. Ozzy hätte es ohne wohlmeinende Menschen in seinem Umfeld über die Jahre nicht einmal geschafft sich selbst die Schuhe zu binden und sich entweder in einer drogengetränkten jugendlichen Rebellion oder einer von dieser mangelnder Sorge um sich früh ausgelösten Altersdemenz verloren. Kirks Weg in die Welt steht für generationale Kontinuität. Er ist der Sohn eines Sternenflottenoffiziers (in der Originalserie) und setzt damit durchaus eine Familientradition fort, wenn es denn so etwas im 23. Jahrhundert noch gibt. Ozzys Weg in die Welt ist demgegenüber eher eine Absage an das Arbeitermilieu, das das Lebensumfeld seiner Familie dargestellt hat.

Die mehrdimensionale Entfernung der beiden voneinander legt nahe, dass sie sich wechselseitig als Figuren des öffentlichen Lebens bzw. der Popkultur nicht wahrgenommen haben. Aus der Perspektive von Kirk ist Osbourne eine Figur einer untergegangenen popkulturellen Vergangenheit. Black Sabbath und das, was sie an unterschwelligen Zweifeln an der Zivilisationsentwicklung transportiert haben, legt nahe, dass ihr Werk Mitte des 23. Jahrhunderts bestenfalls in Archiven von Kulturhistoriker:innen schlummert. Umgekehrt kann man sich bei Osbourne nicht ganz so sicher sein, ob Kirk und Star Trek nicht doch einmal über einen Bildschirm geflimmert sind als er hingesehen hat und für seine Verhältnisse nüchtern war. So richtig plausibel ist das aber nicht. Die soziologische Entfernung zwischen Trekkies der 1970er- und 1980er-Jahre und Hardrockakteur:innen und -fans ist erheblich.

Man kann also nicht unbedingt davon ausgehen, dass einer der beiden oder gar beide ihre Subjektivität in irgendeiner Form als Gegenentwurf zum jeweils anderen entwickelt haben. Die Gegenüberstellung des schmucken Captains und des schmuddeligen Prince of Darkness zieht ihren Reiz daher vor allem aus der simplen Tatsache, dass die beiden im Feld heterosexueller Männerrollen recht gegensätzliche Positionen besetzen.

Auf der einen Seite das Licht der Struktur, der Vernunft und des Fortschrittsglaubens, auf der anderen Seite eine Erzählung von einer rebellischen Kreativität, die sich vor allem den dunklen Aspekten der damaligen Gegenwartskultur gewidmet hat. Diese Dunkelheit bei Ozzy speist sich auch aus einem Nachgeben gegenüber allem, was nicht protestantisch ist. Hier wird der Disziplinierungspanzer der klassischen Moderne, dessen Reste auch noch Kirk prägen, auf eine nichtesoterische Weise gebrochen – mit Hilfe von rebellischen Gesten, die noch nicht vollständig zum Ritual verkommen sind und natür-

lich mit Hilfe der Chemie. Vor allem Letzteres erreicht aber irgendwann einen Kipppunkt, an dem die im Untergrund trotzdem noch schlummernden Leistungsanforderungen, die im klassischen und im vermarktlichten Rock'n'Roll noch versteckt sind, nicht mehr erfüllt werden können. Das Dionysische und das Apollinische in nietzesschen Sinne liegen sich hier beständig in den Haaren und die Ausbalancierung dieser Momente ist ein Teil dessen, was den Rock'n Roll ausgemacht hat. Ozzy war auch dafür bekannt, diese Austarierung immer wieder zugunsten des Dionysischen gekippt zu haben. Seine Zeit bei Black Sabbath und seine frühe Solokarriere waren in dieser Hinsicht nicht von Zurückhaltung geprägt und das Wissen um diese Aspekte seines Lebensstils prägt nicht unwesentlich die Wahrnehmung von Ozzy als zäher König des Exzesses, der diesen Krieg gegen den eigenen Körper überlebt hat. Insbesondere auf Tour war dem Vernehmen nach jeder Tag eine Reise ins Nirgendwo, das doch immer nur ein Hotelzimmer war, das am Ende des Abends weniger Drogen enthielt als am Morgen.[5] Die fehlende Balance war letztlich sogar den Kollegen der Band zu viel, die seinen Ruf begründet und seine Karriere geklammert hat und so wirft ihn die restliche Besetzung von Black Sabbath 1979 raus und beendet die stilprägende Zeit der Band. In den Jahren danach hilft ihm mutmaßlich nur eine hartnäckige Außenstabilisierung seiner Frau Sharon dem Apollinischen wieder etwas mehr Raum einzuräumen und vom Prince of Darkness zu einem Familienvater zu werden, der in seinem Habitus allerdings eher an eine Rolle aus den Munsters erinnert.

Kirk kennt dagegen diese Spannung zwischen dem dionysischen Drang zum Exzess und gegenläufigen institutionellen Anforderungen kaum. In seinem Lebensvollzug gewinnt das Element rational orientierten planvollen Handelns im Normalfall gegen den Affekt. Diese geänderte emotionale Haushaltung wird einerseits als repräsentativ für die Sternenflotte gesetzt, andererseits aber auch als Element der zivilisatorischen Entwicklung seit dem 20. Jahrhundert unterstellt. Das Ergebnis ist dann auch nicht wirklich Rock'n'Roll, sondern mehr Pop auf eine verschmitzte Art und Weise, die ihn und das Format Star Trek für all jene Nerds attraktiv gemacht hat, die mit den immer wieder toxisch angehauchten Männlichkeitsausbrüchen des Hardrock nichts anfangen konnten.

Trotz dieser Entfernung liegt der Zeitraum ihres Einwirkens auf die Popkultur des damals noch sogenannten Westens recht nahe beieinander. Die drei kommerziell erst einmal wenig erfolgreichen Staffeln von Star Trek liefen zwischen 1966 und 1969 im Produktionsland USA und verbreiteten sich in den frühen siebziger Jahren über die Welt. Die Wiederaufnahme des Themas durch Kinofilme und einer ersten Nachfolgeserie zwischen 1979 und 1994 verfestigte die Position der Figur Kirk bei Genreinteressierten.

Ozzy Osbourne taucht mit der ersten LP von Black Sabbath im Jahr 1970 auf der Bildfläche auf. In einer geradezu hysterischen und dialektisch anmutenden Abfolge von Trends und Stilen in der noch jungen Popkultur verbraucht sich die Originalbesetzung bis 1979 – schon damals als ‚alt' geltend. Ozzys Reetablierungsgeschichte beginnt mit seiner Solokarriere ab 1981 mit stilbildenden und kommerziell reichweitigen Alben bis ungefähr 2001. In dieser Zeit kann er sich – wie andere Akteur:innen auch – vom Image als alter Sack der vergangenen Epoche ‚Siebziger-Jahre-Hardrock' lösen und wird zu einer kanonischen Ikone der sich herausbildenden Metalkultur. Aus dieser Sicht liegt die Wirkungs-

[5] Zumindest ging die Ungleichung Bestand (Drogen; Hotelzimmer; Morgen) plus Zufluss (Drogen; Hotelzimmer; im Tagesverlauf) > Bestand (Drogen; Hotelzimmer; Abends bzw. Nachts) immer auf, wenn Ozzy da war.

geschichte von Kirk und Ozzy zeitlich gar nicht so weit auseinander während sie doch recht unterschiedliche Positionen im Universum popgeschichtlicher Männlichkeit besetzen.

Dabei sind beide Teil einer seit den 1950er-Jahren neu entstehenden konsumistisch orientierten Subkultur, in der ihre Bedeutung als Fixpunkt in einem ganzen Referenzsystem weit über ihre jeweils öffentlich sichtbare Figur hinausgeht. Beide sind auch fast mystisch besetzte Gründerväter einer ursprünglich jugendlich konnotierten neuen Subkultur, die starke Durchdringungen mit Marktmechanismen zeigt. Beider Lebensstil weist dabei eine gewisse Ferne zum Publikum auf. Ozzys Exzesse lassen sich in einem bürgerlichen Leben, das ein Großteil seiner Zuhörer:innen über die Jahre dann doch aufbaut, nicht realisieren und müssen von den Fans alimentiert werden. Kirks Jobbeschreibung hängt von gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen in der Zukunft ab und ist im 20. Jahrhundert noch vollständig virtuell und stellt damit auch keinen Lebensweg für die Realitäten der 1960er bis 2020er-Jahre dar.

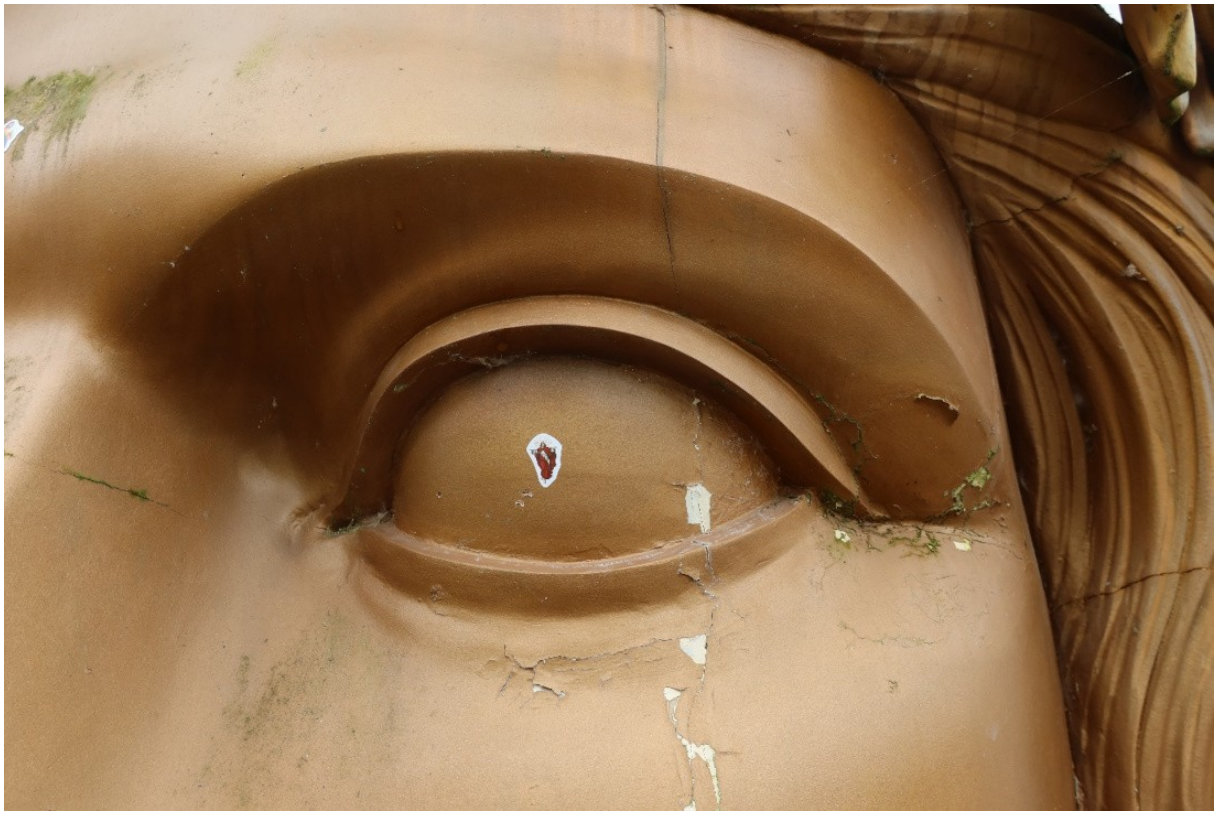
Der im medialen Raum angesiedelte Charakter ‚Kirk' ist dabei eindeutiger und schneller dekodierbar. Hier ist in der anerkannten gesellschaftlichen Rolle ‚Schauspieler' die Distanz Shatner – Kirk schon angelegt. Diese Unterscheidung ist bei Osbourne als Privatmensch und Osbourne als Bühnenfigur nicht so ohne weiteres erkennbar. Rock'n'Roll war auch angetreten um die bürgerliche Trennung zwischen der privaten und der öffentlichen Person einzureißen. Und die Rockgeneration der 1970er-Jahre wusste vermutlich gar noch nicht genau was sie da zwischen Auftritten, Plattenaufnehmen und Drogen essen eigentlich machen und welche Effekte in der Struktur Privat-Öffentlich das befeuert.[6]

Trotzdem hatten sie beide ein Projekt, das sie jeweils zäh verfolgt haben, auch wenn der eine es mit dem Mainstream seiner Zeit durchgesetzt hat und der andere einen Teil des Mainstreams erst ändern musste. Vielleicht ist es am Ende dann doch vor allem die Unterscheidung zwischen dem Apollinischen und dem Dionysischen, die uns hier in Kirk und Ozzy begegnet, weniger die zwischen den Konstruktiven und dem Destruktiven. Auch Ozzy und die frühen Black Sabbath haben etwas hinterlassen, das es zum Referenzpunkt geschafft hat – nur der Weg dahin ist nicht unbedingt für das höhere Alter geeignet und hat seinen Preis – selbst für einen Mann, dessen Physis einst als annähernd unerschütterlich galt. Am Ende lässt nur einer der beiden Lebenswege eine würdevolle seniore Positionierung zu. Kirk/Shattners Selbstironie ging immer mit einer unterschwelligen Reflexion seiner Wirkungsgeschichte in der Popkultur einher, während Osbournes späte Auftritte im Realityformat ‚Die Osbournes' nicht unbedingt auf Kontrolle bei der Dekonstruktion der eigenen Bühnenfigur verweist. Möchte man etwas von seiner zweiten Lebenshälfte haben, sollte man eher mit Kirk gehen. Für häuslich orientierte Naturen eignen sich beide Lebenswege nicht. Man ist sowohl als Raumschiffcaptain:in als auch als Rocksänger:in tendenziell viel unterwegs, auch wenn Kirk immerhin seine Dienstwohnung bzw. Quartier mitnehmen konnte.

[6] Heute wissen wir, dass der Einfluss trotz der Skandalträchtigkeit des konkreten Habitus geringer war als gedacht und die Ecke mit den eher stillen Nerds aus Kalifornien mit ihrem Internet 2.0 diejenigen waren, die hier die Elemente dieses Verhältnisses auf ganz andere Weise neu arrangiert haben.

Neue Alte Griechen IV

Würden Außerirdische auf die Erde kommen könnten sie den Eindruck gewinnen die Alten Griechen hätten die ganze Welt einmal kolonialisiert. War in der griechischen Antike die gesamte Sagenwelt in den Himmel versetzt und bildlich dargestellt, die Skulpturen bonbonbunt bemalt und Teil eines sakralen architektonischen Kontextes, z.B. eines Tempelfrieses, so spuken sie heute als Fragmente, Bildabgüsse von Bildabgüssen und Versatzstücke im kollektiven kulturellen Gedächtnis herum. Schon bei den Römern, dann in der Renaissance, im Klassizismus, im Historismus und im Mutro-Barock – dem Baustil der Neureichen und der Mafia in postsozialistischen Ländern z.B. in Bulgarien oder Moldawien wird griechische Skulptur und Architektur zitiert. Die Originale aus der Antike sind heute entweder marmorweiss in ‚white cubes' oder als Säulenfuß in einem musealen Ensemble, zwischen Feuerlöschern, Alarmanlagen und Blumentöpfen in aller Welt platziert. Auch im öffentlichen Raum, in Schuhgeschäften oder in Baumärkten trifft man auf ‚Neue Alte Griechen'. Der Münchner Autor und Künstler Thomas Glatz ist diesem merkwürdigen Phänomen mit der Fotokamera nachgegangen.



PINAKOTHEK DER MODERNE

Thomas Glatz

Alice in Videoland

Was bin ich? Ein heiteres Beruferaten (1955-1989, Bayerischer Rundfunk, youtube)

Die älteren Semester mögen sich vielleicht noch an ein etwas hölzern inszeniertes Quizformat erinnern, das es – monatlich über Jahrzehnte in der ARD gesendet – zu einer ordentlichen Reichweite und Bekanntheit gebracht hatte. Das Prinzip war simpel. Ein Rateteam von vier Personen wurde vor Menschen gesetzt, deren ausgeübter Beruf zu erraten war. Wie im klassischen ‚Wer bin ich?' waren keine offenen Fragen erlaubt und bei jedem ‚Nein' ging die Möglichkeit zu Fragen an das nächste Mitglied des Rateteams weiter. Der Berufstitel musste vor dem zehnten ‚Nein' erraten sein, sonst hatte das Quizteam ‚verloren' und der Beruf, der den Zuschauer:innen von Anfang an bekannt war, wurde im Studio enthüllt. Für jedes ‚Nein' gab es 5 D-Mark in ein Sparschwein und der oder die Kandidat:in konnte das Schwein am Ende als seine bzw. ihre Gage mit nach Hause nehmen. Im Fall von exotischen und vermeintlich interessanten Tätigkeiten wurde die Sendung zudem mit kleinen Einspielern aus dem Arbeitsalltag der Berufstätigen aufgelockert. In einer Folge waren jeweils vier Kandidat:innen vorgesehen. Der oder die letzte war jeweils eine:r Prominente:r, die oder der vom Rateteam dann als konkrete Person blind zu erraten war – genau so wie bei ‚Wer bin ich?', nur halt mit der ‚echten' sich selbst darstellenden Person.

‚Was bin ich?' war bis zu seiner Einstellung im ‚Wendejahr' 1989 einer der langlebigsten Unterhaltungsformate der alten Bundesrepublik – bei einem annähernd unveränderten Setting. Mitte der 1950er-Jahre gestartet hielt es sich unter einer fast stoischen Beibehaltung von Studiodesign und Besetzung aus den 1960er-Jahren fast 35 Jahre lang im Programm. Diese Langlebigkeit war sicherlich einem grundsätzlich unterhaltsamen und nicht gänzlich unintelligenten Showkonzept zu verdanken, das ganz zwanglos auf den wesentlichen sozialen Grundsetzungen einer Erwerbsarbeitsgesellschaft aufgebaut war. ‚Ich bin was ich im Beruf tue' schien das Credo zu sein, dem Moderator Robert Lembke und sein Rateteam folgten, zeigte sich doch die die Gleichsetzung von Identität und Erwerbsarbeit schon im Titel. Eine Sendung zum Beruferaten, geführt unter einer Frage nach dem Sein.[7]

‚Was bin ich' wurde damit unfreiwillig zum Beleg einer Tendenz einer postfaschistischen Gesellschaft, sich von der Katastrophe der Politik ganz dem mutmaßlich neutralen Berufsleben zuzuwenden. Die Verdrängung des Nationalsozialismus verstärkte dabei nur eine allgemeine Tendenz in den Industrienationen, die Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt der jeweiligen Identitätsbildung zu stellen. Der Beruf als Antwort auf die Frage ‚Wer oder was bin ich' ist keine abwegige Konstruktion Lembkes, sondern spiegelt die Verhältnisse der ‚alten Bundesrepublik', die Jeden (und später auch Jede) je nach Tätigkeit an seinen bzw. ihren Platz in der Sozialstruktur gestellt hat. Ganz im Sinne der klassischen konformistischen Bürgerlichkeit, die die Berufsrolle von persönlichen Idiosynkrasien zu abstrahieren trachtete, sind die Kandidat:innen bei ‚Was bin ich?' grundsätzlich und ausschließlich als Repräsentant:in ihrer Berufsrolle aufgetreten. Von sich haben sie weniger erzählt als in einem klassischen Lebenslauf stand

[7] Man hätte sie ja auch ‚Was tue ich?' oder ‚Welchen Beruf habe ich?' nennen können. ‚Was bin ich' unter dem die Sendung die längste und bekannteste Phase des Formats angekündigt war, war ohnehin nicht der ursprüngliche Titel. Zwischen 1955 und 1958 firmierte die Show mit sieben Kandidaten noch unter dem Titel ‚Ja oder Nein. Ein psychologisches Extemporale mit sieben unbekannten Größen' – ein Titelmonster, das einen im Rückblick fast ehrfürchtig zurücklässt. Jedwede Marketinglogik ignorierend weht hier ein bildungsbürgerlicher Anspruch durch den Titel, hinter dem sich dann aber doch die eher banale Struktur des Beruferatens verbirgt.

– kein Familienstand, keine Hobbys und keine Kurzbiografie. Vor allem letzteres wäre in den Anfangsjahren der Sendung durchaus prekär gewesen. Die Frage, was jemand in der Zeit des Nationalsozialismus gemacht hat, war in vielen Fällen eine Tretmine, die durch Schweigen zu diesem Thema umgangen wurde.[8]

Diese fehlende biografische Anbindung, die zumindest für die Bundesrepublik über die Jahre zunehmend an Sprengkraft verloren hat, wurde auch in späteren Jahren beibehalten. Sie passt auch zur Haltung einer klassischen Moderne, die das ‚Persönliche' gerne aus der konformistisch gelebten Berufsrolle herausgehalten hätte. Es gehört zum Arsenal der postmodernen Kritik am Arbeiten, diese Trennung aufheben zu wollen. So gesehen hat es durchaus seinen Sinn, das ‚Was bin ich' diese Phase gesellschaftlicher Entwicklung nicht mehr begleitet hat. Spätestens die flächendeckende Durchsetzung von Social Media hätte das Format zu einem Dinosaurier gemacht, dem kaum jemand unter 60 mehr gefolgt wäre.

Die Sucht der Influencer:innen nach ständiger Selbstauskunft und Selbsterzählung steht hier in einem grellen Kontrast zu Personen, die im Fernsehen auftreten und buchstäblich gar nichts von sich erzählen, die jenseits von Habitus und Kleidung vollständig hinter ihrer Berufsrolle verschwinden. Heute ist ein Großteil der Folgen der Sendung auf Youtube verfügbar (der bayerische Rundfunk scheint die Hostingkosten für seine eigene Mediathek klein halten zu wollen). Sie stellen wunderbare Studien über den sich nur langsam verändernden Habitus der alten Bundesrepublik genauso zur Verfügung wie Studien über die sich verändernde Arbeitswelt auf dem Weg aus einer klassischen Moderne hin zu der globalisierten neoliberalen Dienstleistungsökonomie, die in den späten 1980er-Jahren langsam am Horizont auftaucht.

Aus dem Plattenarchiv

Abwärts – Ich seh die Schiffe den Fluss herunterfahren (1990)

Als ‚Ich seh die Schiffe den Fluss herunterfahren' im Jahr der Wiedervereinigung auf dem Totenkopf-Label der Toten Hosen erschien, war nicht nur die Bundesrepublik dabei seine Struktur zu verändern, auch Abwärts waren buchstäblich nicht mehr dieselben. Vollkommen neu um Frontmann Frank Ziegert formiert, klang auch fast nichts mehr wie zur Gründungszeit Anfang der 1980er-Jahre. Angereichert mit gestandenen Akteuren der deutschen Punk- und Alternative-Szene machen sich Abwärts auf ihrem Comeback-Album auf in musikalisch deutlich konventionellere Gefilde. Unter dem Hosen-Produzenten Jon Caffery wird gut abgehangener Rock mit leichten Untertönen von Punk und New Wave geboten. Das klingt erst einmal etwas dröge und scheint auf den ersten Blick den Weg nachzuzeichnen, den viele ehemalige Punkbands in dieser Zeit gegangen sind. ‚Ich seh die Schiffe den Fluss herunterfahren' rettet sein Soundgewand vor allem durch die Schlagzeugarbeit von FM Einheit und die atmosphärische Kälte, die weite Teile der Platte prägen, auf die ‚halbwegs interessant'-Insel.

[8] Für Robert Lembke, geboren als Robert Emil Weichselbaum und teilweise jüdischer Herkunft, wäre das im Zweifelsfall eine durchaus auch persönlich interessante Frage gewesen. Nach Jahren massiver Diskriminierung als sogenannter jüdischer Mischling musste er sich ab 1944 im bayerischen Fürholzen verstecken um Schlimmeres zu verhindern. Das hinderte ihn aber nicht an einer durchaus bemerkenswerten journalistischen Karriere in der Nachkriegszeit beim bayerischen Rundfunk.

Der Titeltrack eröffnet die Platte und entpuppt sich auch als der Song mit dem größten Wiedererkennungswert. Er definiert auch weitgehend das ästhetische und textliche Gebiet, das die neu formierten Abwärts in den nächsten Jahren zu bearbeiten gedenken. In den musikalisch einfachen, eher am entstehenden Alternative Rock orientierten Songstrukturen findet sich nichts Weiches. Eine höhenlastige und mutmaßlich gewollte Kälte durchzieht das Album, das ein Leben in einer vergleichbaren Situation beschreiben soll. Frank Z arbeitet sich an den gesellschaftlichen Verhältnissen eines Deutschland auf dem Weg zur Wiedervereinigung ab. Dabei geht es oft genug noch um die Zurichtungen und Entfremdungen einer konformistischen Moderne, die Punk und New Wave im Nachgang der bunten 1970er-Jahre knacken oder auf die Spitze treiben wollten. Frank Z's sprechähnlicher Gesangsstil fördert dabei die Wiedererkennbarkeit genauso wie die immer wieder ins Feld geführten und zynisch kommentierten Entfremdungsmomente, die im Kern von Frank Z's Auseinandersetzung mit der Welt in dieser Phase der Band stehen. Der Blick auf die verdinglichenden Schattenseiten der Moderne läuft bei Abwärts von Anfang an mit. Mit zunehmenden Alter und musikalischer Konventionalisierung weichen die dadaistischen Verkürzungen der Anfangszeit etwas ausführlicheren Situationslandschaften. Was Abwärts auf ‚Ich seh die Schiffe den Fluss herunterfahren' im Wendejahr machen, klingt ehrlich empört und nach einem ernst gemeinten Kampf gegen die Verhältnisse, die den eigenen Emotionshaushalt nachhaltig versauern.

Visuell sucht die Band mit ihrem Comebackalbum nicht mehr auf allen Ebenen den Bruch mit der bürgerlichen Konvention. Das Cover wird beherrscht von einem Bild von Caspar David Friedrich, entstanden 1823 oder 1824, also mitten im deutschen Vormärz. Obwohl heute unter dem Titel ‚Das Eismeer' geführt, scheint der ältere Titel ‚Die gescheiterte Hoffnung' passender für das inhaltliche Programm der Band. Die Bezüge auf mindestens ambivalente bürgerliche Bewegungen, die hier gesetzt werden, setzten sich auch im Booklet fort. Das Tracklisting wird vom Hund des Simplicissimus bewacht, dem Logo einer gleichnamigen Satirezeitschrift aus der Zeit der Weimarer Republik, die sich recht geräuschlos in die Publikationslandschaft des Nationalsozialismus eingliedern ließ. Die hier am Rande auftauchenden nautischen Motive, die den Lokalkolorit bei der Band aus Hamburg durchscheinen lassen, verstärken sich bei den Nachfolgeveröffentlichungen noch einmal.

Dieser Neustart von Abwärts, der mit ‚Ich seh die Schiffe den Fluss herunterfahren' versucht wurde, ist heute schon 36 Jahre her, Abwärts ist Geschichte und Frank Z ist verstorben. Das Album ist ein Dokument aus der Zeit als die erste Punk- und New Wave-Generation versucht hat, sich angesichts der popkulturellen Entwicklungen der 1980er-Jahre neu zu sortieren. Musikalisch gelingt das Abwärts als Teil dieses Moments der Popgeschichte eher mäßig. Trotzdem transportiert Frank Z und seine neu formierte Truppe auch 1990 noch immer recht passend die Verlorenheit einer Generation angesichts der verwalteten Welt der sich gerade erneut transformierenden Moderne. Leider zeigen sich schon erste Vorzeichen der musikalischen und textlichen Klischees, die später in weit größerem Umfang die Kontrolle über das Werk übernehmen und Abwärts im 21. Jahrhunderts weitgehend zur Zeitverschwendung machen werden.